

der 1992 begonnenen Werkausgabe ihren Platz haben. Die dreibändige Edition der Korrespondenz ist nach den Lebensphasen Frischlins aufgeteilt. Im ersten Band sind die Briefe bis zu seinem Weggang nach Laibach dargeboten, im zweiten die aus der Zeit der Suche nach einer festen Anstellung. Der dritte Band enthält die Briefe aus seiner Haftzeit.

Für jedes Stück der Edition werden die üblichen Angaben für die Vorlage gemacht. Ein ausführliches Regest bietet den Inhalt und erlaubt so eine rasche Orientierung. Den dargebotenen Texten ist ein textkritischer Apparat und ein Sachkommentar beigegeben, der über alle wichtigen Fragen unterrichtet, die der jeweilige Text bietet.

Ein Korrespondenten- und ein Briefverzeichnis geht der Edition voraus. In einem Anhang finden sich insgesamt elf wichtige, ergänzende Quellen, darunter der adelskritische Abschnitt aus der ‚Oratio de vita rustica‘ mit einer zeitgenössischen Übersetzung. Von hohem kulturgeschichtlichem Interesse ist der Bericht des Famulus Heinrich Frei von seiner Reise mit Frischlin 1586 nach Speyer, Frankfurt, Darmstadt, Marburg, Kassel, Erfurt, Schulpforta, Leipzig, Wittenberg und Dresden.

Beigegeben sind ferner Faksimilia einer Anzahl der edierten Briefe, die die Schwierigkeiten belegen, die Frischlins Handschrift bietet. Es folgt eine Zeittafel zu Frischlins Leben und eine Auswertung des Briefwechsels in verschiedenen Grafiken. Zu den zahlreichen in der Edition erwähnten Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts werden biografische Hinweise gegeben. Es folgt ein doppeltes Literaturverzeichnis, das die verwendete Literatur vor und nach 1700 angibt. Ein Personen- und Ortsregister sowie ein Register der erwähnten Werke Frischlins beschließen eine mustergültige Edition, die ein reiches Bild, nicht nur der gelehrten Welt am Ausgang des Reformationsjahrhunderts bietet. Nachdem zum 400. Todesjahr 1990 in Balingen eine Frischlin-Ausstellung veranstaltet worden war, der durch den von Hedwig Röckelein und Casimir Bumiller bearbeiteten Katalog Dauer verliehen wurde, und nach dem Erscheinen der Frischlin-Biografie von Thomas Wilhelmi und Friedrich Seck 2004 stellt die Edition der Frischlin-Korrespondenz einen wichtigen und gewichtigen Beitrag zur Kenntnis Frischlins dar.

Hermann Ehmer

Briefe der Juliane Franziska von Buchwald an Christoph Dietrich von Keller 1738 bis 1750. Übersetzt, eingeleitet und kommentiert von Bärbel RASCHKE (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. große Reihe, Bd. 23). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. 183 S., mit 10 teilw. farb. Abb. ISBN 978-3-412-52576-7. Geb. € 55,-

Der vorliegende Band versammelt die Briefe der Gothaer Hofdame Juliane Franziska von Buchwald (1707–1789) an den Juristen und Diplomaten Christoph Dietrich von Keller (1699–1766). Beide Briefpartner dürften nur noch Spezialisten bekannt sein, dennoch sind die abgedruckten 84 Schreiben Juliane Franziskas in verschiedenerlei Hinsicht von Interesse.

Christoph Dietrich von Keller – geboren am 25. November 1699 in Tübingen – studierte dort Theologie am evangelischen Stift und Jura an der Universität. Er strebte jedoch eine Karriere als Diplomat an und trat bald in württembergische Dienste, spätestens mit dem Amtsantritt von Herzog Karl Alexander im Jahr 1733, den er in den Verhandlungen mit den Landständen über die zu praktizierende Religion in Württem-

berg beriet: Der Herzog war Katholik, das Land mehrheitlich protestantisch. Später wurde Keller in ganz Europa eingesetzt, war der Gesandte Württembergs in Wien, Paris und Berlin. Dass man ihn auf diese zentralen Posten setzte, spricht für seine Qualitäten und seine Erfahrung. Aus unbekanntem Gründen ließ sich von Keller auf Gut Stedten bei Erfurt nieder, ab April 1751 trat er in Gothaische Dienste als Geheimer Rat und Diplomat, wo man den bestens vernetzten Mann mit wichtigen und durchaus auch heiklen Missionen betraute.

Seine Briefpartnerin, deren Stimme wir als einzige hören, Juliane Franziska von Neunstein verh. von Buchwald, wurde 1707 in Paris geboren. Ihr Vater stand als Erzieher in württembergischen Diensten, seine Töchter brachte er als Hofdamen an verschiedenen protestantischen Höfen unter: Juliana Franziska kam so mit 17 Jahren nach Meiningen zu der Herzogin von Sachsen-Meiningen, Elisabeth Sophie von Brandenburg (1674–1748); 1735 wurde sie Hofdame von Luise Dorothea von Sachsen-Gotha-Altenburg (1710–1767) in Gotha, wo sie bald den Geheimen Rat Hermann Schack von Buchwald (1705–1761) heiratete. Auch Juliane Franziska war in ihrem gar nicht so kleinen Wirkungskreis ebenfalls diplomatisch-politisch tätig; ihre Briefe an von Keller zeugen davon.

Abgesehen von ihrem Inhalt sind die Briefe Juliana Franziskas als solche interessant. Sie fallen in eine Zeit, in der man sich abkehrt vom schematischen, formelhaften und mitunter schwülstigen Briefstil, wie ihn zahlreiche Briefsteller dem schriftlich kommunizierenden Adel empfahlen. Durch die zunehmende Literarisierung der Bevölkerung verbürgerlichte sich das Briefeschreiben, und der Ton änderte sich. Christian Fürchtegott Gellert rückte in seinem Buch „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ – 1751 erschienen, also nach dem Abbruch der erhaltenen brieflichen Korrespondenz, von der hier die Rede ist – in die Nähe der mündlichen Kultur seiner Zeit als eine „freye Nachahmung des guten Gesprächs“, bei dem sich die Gedanken in organischer Weise auseinander ergeben. Gellerts sprachliches Ideal ist also eine natürliche und einfache Sprache, ein leicht zugänglicher Stil, der ein individueller Stil ist und nicht von Regeln und Konventionen belastet ist. Gellert sieht die Frauen als das Geschlecht, dem sowohl das Gespräch als auch der neue Briefstil besonders liegt und darüber hinaus ein besonderes Genie für die Freundschaft besitzt. Die (literarischen) Salons der Zeit wie auch zahlreiche noch heute gelesene weibliche Briefschreiber aus der Zeit zwischen der Mitte des 17. und der Mitte des 19. Jahrhunderts zeugen davon.

Auch Juliane Franziskas Briefe haben diesen besonderen Charme, ihr Stil ist flüssig und freundlich, witzig und pointiert, die Briefe enthalten zahlreiche an die gesprochene Sprache angelehnte Ausrufe wie „weiß Gott“ oder „Pardon für mein Gekritzel“ – an letzteren anschließend erkennt sie selbst: „Das ist kein Schreiben – ich glaube zu sprechen, nicht zu schreiben“ (S. 155).

Übrigens lässt sich an der Abfolge der Briefe die Entwicklung der sich zunehmend vertiefenden Freundschaft zwischen den beiden ablesen: wird von Keller an deren Beginn noch als „Monsieur“, dann als „würdiger Freund“ angedet, wird er im Verlauf zum „Bruder“, „lieben Freund“, schließlich zum „ersten Freund“ Juliane Franziskas. Inhaltlich sind die Briefe dennoch keine einfache Lektüre.

Der offensichtlich politischer Hintergrund wird nicht immer deutlich, auch wenn der Sachkommentar der Herausgeberin Beachtliches leistet, die Zusammenhänge zu erhel-

len. Dazu kommt, dass Juliane Franziska eine „außergewöhnliche Kommunikationsstrategie“ anwendet, indem sie bestimmte Sachverhalte ganz offensichtlich nur verschlüsselt zur Sprache bringt: Geheime Rede über Politisches in einer Zeit, in der in den seltensten Fällen garantiert werden konnte, dass ein Brief von anderen ungelesen von einem Ort zum andern gelangte.

Die Zeit des ausgehenden Barock hielt zahlreiche Verweissysteme für eine solche geheime Kommunikation bereit: Emblematik, Heraldik, Allegorie, Anspielungen auf Mythologie, Geschichte oder Dichtung. Die Herausgeberin weist darüber hinaus nach, wie bestimmte, sehr unauffällige Worte wie „Mutter“ eine Bedeutung haben konnten, die von der konkreten Bedeutung (der Mutter Juliana Franziskas) abweichen – vermutlich geht es wohl auch hier um Württemberg, die Mündigkeit und den anstehenden Amtsantritt des jungen Karl Eugen, die verheerende finanzielle Lage im Land, die andauernden konfessionellen Streitereien. Wer die überzeugenden beispielhaften Aufschlüsselungen liest (vgl. S. 21–25), wird misstrauisch: Wie viele solcher Anspielungen entgehen dem heutigen Leser und müssen ihm entgehen, weil die Quellen, die sie erhellen könnten, fehlen?

Stefan Knödler